

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 33 (1928-1929)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Im freiwilligen Hilfsdienst in Liechtenstein : (Schluss)  
**Autor:** Knuchel, Clärly  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-319851>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Im freiwilligen Hilfsdienst in Liechtenstein.

Von *Clärly Knuchel*.

(Schluss.)

Nun sind wir bei der « Villa Danmark », unserem Sandhaus. Es ist eine einfache Hütte (von den Dänen gebaut) mit selbstgezimmerten Tischen und Bänken. Vor der Hütte unter einem Bretterdach eine Militärküche. Nun heisst's, sich sputen! Wir laufen mit den Kesseln an den Rhein (es ist ein Seitenkanal) und holen Wasser. Es ist eine schwere Arbeit, mit den gefüllten Kesseln das steile Bord hinaufzusteigen. (Später haben es uns die Freunde abgenommen, da es wirklich für Frauen zu schwer war.) Bald brennt ein lustiges Holzfeuer im Herd und der Tee wird gekocht, geschöpft und eingeschenkt und Brot auf die Tische verteilt. Punkt halb 9 Uhr kommen die Freunde. Wie sie durstig sind! Und wie froh über unsern Tee! — Eine halbe Stunde wohlverdiente Rast, dann ein Pfiff des Leiters, und alle gehen wieder an die Arbeit. Wir Schwestern waschen ab, putzen die Kanone und Tische und Bänke, packen die Tassen ein und dann ziehen wir « heimazue ». Wie schwer der Wagen jetzt ist, wo es bergauf geht! Wie heiss die Sonne uns auf die Köpfe brennt! Doch mutig vorwärts! Wir wollen ja den Freunden nicht nachstehen! Ziemlich müde und staubig, die Schuhe voll Sand, kommen wir im Kantonnement an. Dort haben unterdessen die Schwestern Berge von Kartoffeln, Salat und Gemüse gerüstet und zu Mittag gekocht. (Die Schwestern wechseln mit dem Dienst ab.) Das Kochen in den grossen schwarzen Militärküchen ist nicht so einfach. Gar zu leicht brennt das Essen an auf den Eisenböden. Rauch steigt uns in die Augen und das Anrichten ist auch ein « Kapitel für sich », besonders wenn man klein ist und auf einen Holzblock steigen muss, um die Speisen aus den Tiefen der Marmitten heraufzuholen! — Und diese Hände und Finger! Adieu Manicure! —

Nun müssen wir Tische decken und Suppe schöpfen. Schon sind die Freunde da und stehen wie hungrige Wölfe vor der Türe. « Schwester, was gibt's? » — Nach dem Mittagessen wieder viel Geschirr zum Waschen. Ein paar Freunde helfen abtrocknen und bald tönt fröhliches Singen aus der Küche. Wir haben viel gesungen in Schaan! Deutsche, schweizerische, französische, englische und tschechische Lieder. — Ich habe unterdessen mein Amt als « Krankenschwester » angetreten. Im Krankenzimmer oben ist eine Sanitätskiste, gefüllt mit allem Nötigen. Nun kommen die Patienten. Es gibt viel zu tun. Viele verbrannte Hälse, Rücken und Arme einzuölen, verwundete Finger und Füsse zu verbinden, Umschläge um verstauchte Knöchel zu machen. Ein Schottländer hilft mir jeden Tag treulich bei der Arbeit. Ohne ein Wort zu verlieren, gibt er mittags und abends seine Ruhepause hin. Hilfsdienst! — Oft gibt's auch Kranke. Dann muss ich manchmal in die vier verschiedenen Kantonnemente springen, Fieber messen, in schwerern Fällen den Doktor holen (zum Glück kam's fast nie vor!), Wickel machen, Tee bringen. Ich tu' es gern! Wie dankbar sie alle sind, meine « Buben »! Und welche Freude für mich, wenn ich wieder einen gesund gedoktert habe! « Du bist der Freiwilligen-Jungens-Doktor », sagt ein Holländer zu mir! — Die Freunde haben unterdessen ein wenig ausgeruht. In der Matte vor dem Haus liegen sie unter den Bäumen. Die Tschechen sitzen, wie immer, in einer Gruppe

und singen. Ach, unsere Tschechi! Manchmal waren sie zwar ungezogen, meisterlose Buben, besonders beim Essen, wo sie bei allem reklamierten und immer zuerst bedient werden wollten (auffallend war, wie die Nordländer und Engländer viel bessere Manieren hatten und viel mehr zufrieden waren!). Aber wenn die Tschechen sangen, dann vergass man ihnen alles und musste sie gern haben. Singen können sie, und Stimmen haben sie, so urwüchsig und rein und voll Kraft und Schönheit! Diese russischen und tschechischen Lieder mit ihren schwermütigen Weisen, wer von uns wird sie wohl je vergessen? — Die Holländer, meist etwas dicke, grosse, freundliche Jungens, liegen auf ihren Strohsäcken, sie werden von der strengen Arbeit ziemlich hergenommen. Die Schweizer sind weniger ruhig; sie sitzen in der Veranda und schreiben heim oder spielen mit grossem Eifer Schach.

Um 2 Uhr geht's wieder an die Arbeit. Die Schwestern vom Frühdienst (von 4 Uhr morgens bis 2 Uhr und von 5 bis 8 Uhr abends ist Frühdienst, von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends Spätdienst) haben nun frei bis 5 Uhr. Wie diese Freizeit uns herrlich schmeckt! Wohl noch selten habe ich so empfunden, wie schön eine Freistunde und der Feierabend ist! — Wir liegen ins Gras und probieren zu schlafen, oder wir schreiben heim oder glätten unsere Schürzen und Kleider. Oft gibt es auch für die Freunde was zu waschen, flicken oder glätten. « Offiziell » sollen sie's ja selber machen! Aber wer kann es ihnen abschlagen, wenn sie kommen mit hilflosem Gesicht und einem zerrissenen Hemd oder Hosen: « Liebe Schwester, kannst du helfen? » Und da macht man's halt und gibt mal seine Freizeit dran. Wir sind ja den ganzen Tag so erfüllt von Freude und Dankbarkeit, dass man gerne ein Opfer bringt.

Die Spätdienst-Schwestern rüsten unterdessen Gemüse und zwei fahren mit dem Wagen ins Sandhaus zum Teekochen. — Dann kommt wieder Abendessenkochen und Tischdecken. Die Freunde kehren zurück in langem Zuge. Sie sind müde, singen aber doch alle unterwegs. Sie sind schmutzig und eilen an den Brunnen und unter die Duschen hinter dem Haus.

Nach dem Nachtessen und Geschirrwaschen ist endlich auch für die Schwestern Feierabend. Ich bin wieder im Krankenzimmer gewesen und habe viel Arbeit gehabt. Nun sitzen Freunde und Schwestern zusammen auf der Matte und singen. Unser Pierre Cérésolé kommt vom Rapport zurück (jeden Abend haben die Gruppenführer und Oberschwester Rapport mit den Arbeitsleitern) und setzt sich zu uns. Er erzählt uns vom Fortschritt unserer Arbeit und weiss manch ernstes, schönes Wort über den Wert unseres Hilfsdienstes. Dann erzählt ein amerikanischer Freund in englischer Sprache (Pierre Cérésolé übersetzt ins Deutsche) von seiner Arbeit im Dienste des amerikanischen Roten Kreuzes. Von Armenien und Griechenland berichtet er und von den Tausenden von Flüchtlingskindern, die vor den Türken geflohen und von den Amerikanern in Camps und Zufluchtshäusern gesammelt wurden — vom Leben in diesen Camps, wie er mit den Kindern zusammenwohnt und sie unterrichtet und von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe bei dieser oft demoralisierten und verwahrlosten Jugend. Wir sitzen ganz still und alle fühlen, wie ernst es unserem Freund mit seiner Aufgabe ist, eine Aufgabe, der er schon acht Jahre lang fern von der Heimat seine ganze Kraft und sein Leben widmet.

« Lueget, vo Bärge und Tal » singen wir alle, dann heisst's: Gute Nacht! Halb 10 Uhr, Lichterlöschen! Die Freunde verschwinden im Kantonement. Ein



paar schleichen mit ihren Wolldecken auf die Matte, sie ziehen den harten Erdboden dem heissen Schlafsack vor! — Wir Schwestern sitzen noch ein wenig zusammen auf der Treppe unseres Bauernhauses und plaudern. Wir haben so wenig Zeit für uns tagsüber. Dann aber verschwinden auch wir, wir sind rechtschaffen müde und morgen müssen wir wieder frisch sein!

So verläuft ein Tag wie der andere. Zweimal per Woche ist grosse Wäsche — auch eine schwere Arbeit für die Schwestern. Die Vorträge an den Abenden wechseln. Auch ein Esperantokurs wird abgehalten. Jeden Samstag ist eine Zusammenkunft aller Freunde und Schwestern mit den Dorfbewohnern. Da werden Lichtbilder gezeigt, Vorträge gehalten, gesungen und musiziert. Andere Abende sitzen wir im Kantonnement zusammen; Freund Ritter spielt Violine oder die Schwestern singen zur Laute. Das sind die schönsten Abende, wenn wir so unter uns sind. Die Freunde sind immer sehr freundlich, höflich und hilfsbereit zu den Schwestern und schätzen unsere Arbeit sehr. Nie hört man ein grobes Wort oder ein Fluchen, auch wenn die Freunde unter sich sind. Ein feiner Ton von Kameradschaft und Freundschaft herrscht immer. Ich habe in den ganzen vier Wochen nie gehört, dass gezankt wurde. Und das war eigentlich ein Wunder, wenn man bedenkt, dass 16 verschiedene Nationen vertreten waren und Menschen von denkbar verschiedenster Bildung und Beruf. Dieses Zusammenleben und Einanderverstehen ist eigentlich das Schönste am ganzen Hilfsdienst neben der Arbeit für die armen Bewohner Liechtensteins. Wie diese Engländer und Wiener zusammensassen und Freund waren und fast weinten, wenn einer fortreiste! Und wie rührend die Schweizer und Dänen für einen armen schwedischen Matrosen sorgten, der arbeitslos war! Und wie freundlich war der Schottländer, der einem alten Tiroler Bergführer (unserm « Grosspapa ») seinen Mantel schenkte! — So viele feine, edle Menschen, wie hier im Hilfsdienst, habe ich noch selten beisammen getroffen. Dass nicht alles « Engel » waren und dass bei den vielen (bis am 17. Juli waren 538 Freiwillige da) auch hie und da rüddige Schäflein waren, die unsern Leitern viel Sorge machten, ist ja nicht zu verwundern. Ich glaube aber doch, dass mancher vom Leben Enttäuschte im Hilfsdienst den Glauben an die Menschheit wieder finden könnte. — Und sollte es nicht möglich sein, dass die Menschen zusammen einen Völkerbund bilden und im Frieden leben könnten? Ich glaube doch. In Liechtenstein war ein ganz kleiner Anfang davon.

Ein Wort noch für unsere Liechtensteiner. Dass sie « faul und unfreundlich sind, wie so oft behauptet wird, ist nicht wahr. Es sind liebe, heimelige Leuten, die mit uns zusammen arbeiteten und uns gefällig waren, wo sie nur konnten. Sie sind rührend dankbar für unsere Hilfe und verwundern sich immer wieder von neuem: « Ist es möglich, dass die Leute von so weit her kommen, um uns zu helfen? » In einem Bericht über das Hilfswerk schrieben sie: « Es ist staunenswert, mit welchem Eifer Leute aller Nationen unter Sang und Klang auf die Stätte harter Arbeit ziehen, und wie ihre Begeisterung die oft entmutigten Einwohner zu neuem Schaffen am harten Aufbauwerk anspornt! »

Von unsern Freunden und Schwestern könnte ich noch so vieles erzählen. Von unsern zwei tüchtigen Oberschwestern, die die ganze Organisation der Küche und des Haushalts hatten, von Martha, der Schwester, die per Rad von Dänemark kam, von Grace, unserer Amerikanerin, die, als es im Dorf einmal

brannte und unsere Freiwilligen löschten, mit einem Feuerwehrhelm auf den blonden Locken eifrig mithalf und kohlschwarz heimkam! — Von Braseth, unserm Norweger, dem stillen, ernstesten Menschen, der von den Lofoten hergereist war (drei Tage musste er reisen, bis er nur in Oslo war!) und fast am meisten von allen arbeitet, obwohl er ein krankes Herz hatte. — Vom Isländer Johnssen, der jeden Abend seine merkwürdigen, monotonen Heimwehlieder sang. Vom grossen Schweden, der jedesmal ein Wörterbuch aus dem Sack holte, wenn er mit mir redete. Von Hudmundsen, unserm fröhlichen Nordländer, der jeden Morgen mit schlauem Augenblinzeln sagte: « Schwester, ich heute Geburtstag! » (weil er Schokolade wollte, der Schlaumeier!) und der doch wie ein Kind Heimweh hatte nach seinem Nordland. Vom Polen, dem « Kompanie-Greuel », der unglaublich viel blaguierte und nicht viel schaffte. Von René, unserm kleinen Gärtner mit dem lieben Kindergesicht, der mit unglaublichem Fleiss einen schönen, grossen Gemüsegarten auf dem verwüsteten Land angelegt hatte und in seiner spärlichen freien Zeit Steine und Bilder malte, deren Erlös er sofort wieder dem Hilfsdienst zuwandte. Vom lebenswürdigen Pariser Pfarrer, vom freundlichen Lehrer aus Kopenhagen, von den lustigen Studenten aus Prag, von noch so vielen, vielen. Vor allem aber von unserm Oberst E. Céréssole, von unserm « Vater », der unermüdlich überall war, alles leitete und für jeden ein freundliches Wort hatte, und von seinem Bruder, unserem lieben Dr. Pierre Céréssole, der allen solch guter Freund war.

Ich möchte auch noch so manches erzählen, wenn die Zeit und der Platz noch reichte. Von der wunderbaren 1. Augustfeier, als wir das grosse Schweizerbanner heraushängten und im langen Zug auf den Arbeitsplatz zogen, wo ein mächtiges Feuer loderte und unser Pierre Céréssole und ein Freund Sax uns unvergessliche Worte über die Heimat und den Sinn unserer Arbeit sprachen. « O mein Heimatland » sangen wir, als von allen Höhen die Feuer grüssten — und nachher bildeten wir alle eine Kette und sprangen in fröhlicher Runde ums Feuer. Auch von den Abenden, wo wir zusammen zur Kapelle hinaufstiegen, von wo man solch wunderbaren Blick in die Schweizerberge hat. Wir tanzten mit den Dorfkindern zusammen fröhliche Volkstänze und zogen dann singend bergab. — Doch nun genug. Mögen diese Zeilen beitragen, dass nächstes Jahr, wenn wieder ein Hilfsdienst sein wird, recht viele Kolleginnen Freude bekommen, auch mitzuhelfen. Sie werden es nicht bereuen, ihre Ferien zu opfern. Die Arbeit ist ja lang und streng, da wollen wir uns keine falschen Illusionen machen; jede Schwester muss ein Doktorzeugnis bringen, dass sie körperlich stark genug ist, mitzuhelfen. Sie werden aber dennoch soviel Freude und Dankbarkeit heimtragen ins Alltagsleben und in die Schulstube, dass sie mehr als reichlich belohnt sein werden, denn am schönsten ist halt doch — sich selber vergessen und andern helfen!

---

## Völkerbund und Schule.

« Völkerbund und Schule » war das Thema der diesjährigen freiwilligen Schulsynode Basel. Sowohl die Frage an sich, als auch die Referenten vermochten eine ungewohnt grosse Zahl von aufmerksamen Zuhörern (zirka 600) anzulocken. Herr Dr. Hans Simons, Direktor der deutschen Hochschule für